

Deutschen Rundschau

Nr. 12. Bromberg, den 15. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von **Hermann Lint.**

Fortsetzung.

Erikas Gesicht nimmt den Ausdruck eines in Essig getauchten Kalbsbrägens an. Schon die Ausdrucksweise ist shocking. Aber Hanna läßt sich nicht einschüchtern. Ein Gespräch ist leicht geradebrecht. „La bella Italia" und „bellissima Genova" machen den Anfang. Er stotterte ein bißchen Deutsch. Das nächste Mal ist er noch zuvorkommender. Er überstürzt sich förmlich „La bella signorina tedesca" wird vernehmbar und von Erika verstanden. Aber auch damit ist die Angelegenheit noch nicht beendet. Giuseppe Verdi erfährt, daß wir am nächsten Tage — einem Sonntage — nach Pegli wollen, um die einzigartigen Gärten der Villa Pallavicini zu besichtigen. Das ist ja das herrlich Bequeme an einem Aufenthalt in Genua, daß man neben allen Genüssen der Stadt, Museen und Palästen, die Richtung zum Meer, zu den Gärten und Hängen nicht verliert. Natürlich hat Guiseppe Verdi am Sonntagnachmittag Zeit. Und als wir in den ersten großen Palmenhain dieses Gartens eintreten, begrüßt er uns in seinem modernsten Sonntagsgewande. Erika ist außer sich über diese „zufällige" Begegnung. Sie kann es nicht unterdrücken, wie eine gekränkte Unschuld darauf zu verweisen, daß wir „erotische Abenteuer" vermeiden sollen.

Für Hanna nun wiederum ist das Benehmen Erikas knöchern und prüde. Gewiß ist Erika in einer ganz anderen Welt zu Hause. In einer Welt, in der man gepflegte Konversation treibt, freilich nicht ohne, sich mit einer gewissen Schnippigkeit über seine Mitmenschen zu mokieren. Aber man ist nicht frivol. Und Erika empfindet Hannas Benehmen als im höchsten Grade frivol. Man stöhnt nicht über zu lange Museumsbesuche, man geht in die Scala, aber nicht ins Kino. Erika hat einen ganz bestimmten, vielleicht ererbten Begriff vom „Reisen", und ich glaube, der stammt aus der Zeit um ungefähr 1895. Für Erika ist eine italienische Reise eine „ernste Angelegenheit", etwas, was man „absolviert", für Hanna ein „Vergnügen, das man mitmacht". Ich weiß nicht, ob uns nach allem Schwerem, was wir in dem letzten Jahrzehnt durchgemacht haben und wovon wir noch den bitteren Hauch verspüren, die Art von Reiserei liegt, wie sie unseren Vorfahren gefiel. Es kommt mir manchmal vor, als ob man damals so gereist wäre, wie man ja auch malte, schrieb, dichtete, so einigermaßen nach einem Klischee epigonaler Vorbilder. Wir haben mal im Hotel eine elegante Deutsche beobachtet, die anscheinend ihrem Manne einigen Verdruß machte. Es waren ein paar regnerische, kalte Tage, und die Zimmer, wenn auch gut geheizt, waren nach deutschen Begriffen etwas kühl. Wir hörten die Dame zu ihrem Manne sagen: „Reist man nach Italien, um zu frieren? Kalte Zimmer kann man ja zur Not auch in Berlin haben . . .

Wir drei sahen uns an. Erika und ich dachten jedenfalls in diesem Augenblick dasselbe. Wozu reisen diese nach Italien?

Wenn sie nur deshalb herkamen, um an kühlen Tagen gutgeheizte Zimmer zu haben, blieben sie besser daheim. Der heutige Reisende kennt keine Opferwilligkeit. Komfort und gewohnte Bequemlichkeit sind das Entscheidende. Hanna ist nun zwar keineswegs „verwöhnt". Aber sie gehört zu den Berliner Mädels, denen gewisse Allüren, Gewohnheiten, kleine Zerstreuungen, illustrierte Journale und die darin abgebildeten Stars „die Welt" bedeuten. Sie suchen diese Welt, wo sie auch sein mögen. Wie der Engländer am liebsten überall Golfplätze anlegen möchte.

Ich erkläre mir jedenfalls Hannas Art mehr auf diese Weise, aus dem Rahmen unseres ganzen modernen Lebens, als aus Unbildung und Unkultur. Vielleicht macht ihr wirklich eine Reise nach Swinemünde denselben Spaß, wie eine solche nach Genua. Ich bin zu modern, um mich darüber aufzuhalten. Als ich aber Erika meine Meinung auseinandersetzte, war sie durchaus schockiert. Die Hohenquast-Lettwitzens stecken ihr nun doch mal im Blut. Aber das Schlimmste ist, daß es nicht bei den theoretischen Anschauungen bleibt. Die beiden haben eine Art von Bissigkeit angenommen, die oft das harmlose Zusammensein stört. Da muß ich vermitteln und schiebe Hanna irgendwo hin, wenn wir in ein Museum gehen, oder ich gehe mit Erika ins Theater Carlo Felice und sehe eine Oper des „immortale maestro" Donizetti, die Erika begeistert, mich aber recht kühl läßt — weil ich zur Zeit Pfitzners und Schrekers „lebe" und Wagner noch nicht vergessen habe — während Hanna, ohne es Erika zu sagen, in die einzige Revue Genuas geht, die Revista im Theatro Eden, in der es tolle Sachen und Dancing Girls gibt. Was sie mir davon erzählt, ist höchst amüsant. Vor allem, weil es die naive Genußfreude der Italiener zeigt, die mit lauten Zwischenrufen huldigen oder Abneigung bekunden, „bis" schreien oder auch „porco" rufen, je nachdem. Hanna also sieht für meinen Geschmack italienisches Leben. Den Teil jedenfalls, den sie begreift. Aber das begreift Erika nicht.

Und ich selbst?

Mir ist ein wenig bang zu Mut, über mich zu sprechen. Immerhin, dem Papier kann ich es anvertrauen.

Ich öffne meine große einfache Skizzenmappe und lasse die Blätter vorübergleiten. Meine Welt. Da ist ein Bild, das ich rasch hingeworfen habe, als wir aus der Scala kamen. Ist dieses Theater mit Frühempirestil und den Rängen, die nur Logen haben, zu übertreffen? Ist der Anblick nicht verwirrend, wirkt dieser Raum nicht so, als ob noch alles im Kostüm der Zeit sein müßte? Ich habe mir hier einen Maskenball vorgestellt, als ob der um die Wende der napoleonischen Zeit gewesen wäre und danach die Skizze entworfen. Dann habe ich Motive aus der hiesigen Lorenzokirche mit vielen frühgotischen und romanischen Motiven, dann Zeichnungen aus fast allen Palästen Genuas.

Es ist sonderbar, daß so viele Menschen an Genua vorübergehen. Kaum, daß man länger als zwei Tage hier bleibt, zu einer ganz kurzen Rast zwischen dem Abschluß einer Reise von oder nach einer der beiden Rivieren. Gewiß, Genua hat nicht die Kirchen- und Museumspracht eines Florenz oder Roms, aber es ist die Stadt der Paläste, vielleicht nur noch übertroffen durch Venedig. Paläste aber interessieren gewöhnlich nicht so wie Bilder oder Kathedralen. Für mich nun trifft es sich, daß ich gerade über die Architektur der Renaissance Vorlesungen hörte und mit einer wirklichen Wonne das Gehörte nun am Gesehenen messen kann. Der Palazzo Doria mit seinen Skulpturen von Giovanni da Fiesole und seinen herrlichen Wandmalereien, der Palazzo Rosso und Bianco — das sind die großen Anziehungspunkte für mich, wenn die beiden andern Mädels mir Zeit lassen. Denn ich fürchte mich, ihnen allzuviel Gelehriges aufzudrängen. Und ich spüre an Erika deutlich, daß ihre Sehbegierde letzten Endes über das Anschauen der „berühmten Meister" nicht gerne hinausgeht, während Hanna nur das Allernotwendigste besichtigt.

Da ich aber nicht baedekerartig werden soll, so sage ich jetzt nur, was mich persönlich an diesen Dingen bewegt. Es ist das Gefühl, noch einmal, ehe eine mir nüchtern scheinende Tätigkeit mich ruft, in den Glanz früher von mir gehegter Hoffnungen tauchen zu dürfen. Es ist mir, als ob ich noch einmal und für kurze Zeit das Ideal sehen darf, das so lange mein Begleiter war. Als ich vor ein paar Tagen nach einem ganzen Vormittag des Zeichnens nach dem Hotel zurückkehrte, muß ich wohl sehr traurig ausgesehen haben, denn Erika Mönch, die bei aller ihrer Pedanterie ein warmes Empfinden irgendwo sitzen hat, war mir gefolgt, und als ich meine Mappe vor mir auf den Tisch legte, fühlte ich plötzlich ihren Arm um meine Schulter.

Vielleicht war es diese Berührung, die mich ein wenig zittern ließ, und so sehr ich mich bezwingen wollte, einen Tränenausbruch in mir löste.

„Was ist dir?" fragte Erika, ganz überrascht und sorgenvoll.

Und ich habe ihr dann erzählt, was ich mir selbst so oft wieder in das Gedächtnis zurückrufe, habe ihr erzählt von dem Tag, als Mutters Brief aus Weinheim kam und mir eröffnete, daß ich die Malerei vorderhand an den Nagel hängen müsse. Ich werde diesen Tag nicht vergessen. Ich werde nicht vergessen, wie ich mich rasch anzog und stundenlang durch den Tiergarten ging, planlos, stumpf, halbirr. Ich hatte das Gefühl, daß an diesem Tage für mich eine Art von Proletarisierung beginnen würde. Denn ich kannte genug junge Mädchen, die trotz aller akademischen Bildung im Kunstfach doch schließlich in den Betrieben, die sie aufnahmen, nichts weiter als Stenographie und Schreibmaschine und eine dürftige Verkaufstätigkeit auszuüben hatten. Und selbst die noch bevorstehende Übergangszeit an der Universität hatte kein erschöpfendes Interesse für mich. Denn ich fühlte mich eben nur und ganz geboren, selbst etwas zu produzieren. Und ich hatte Beweise genug, daß ich auf dem rechten Wege war. Ich wollte mich mit der Lage anderer Mädels trösten, die nicht einmal die Möglichkeit hatten, ein anständiges Studium durchzuhalten. Aber was nützen all dergleichen Vergleiche gegenüber dem einen brennenden Gefühl, daß plötzlich eine Lebensader gesprengt, daß das lichteste Fenster zugeschlagen wurde?

Ich schrieb meiner Mutter damals, als ob nichts vorgefallen sei. Aber ich ging lange Zeit wie eine Kranke umher. Ich packte meine Bilder und Skizzen zusammen und vermied, auch nur an sie zu denken. Ich belegte kunstwissenschaftliche Fächer, in welchen die Malerei eine möglichst geringe Rolle spielte, Architektur, Plastik und Kunstgewerbliches. Wenn ich durch die Linden zurückging, vermied ich es, die großen Läden zu passieren, in denen Bilder ausgestellt waren. Ich zitterte, wenn ich an das Malen dachte. Daß ich die Skizzenmappe und Utensilien mit auf die Reise nahm, ist mir selbst erstaunlich. Aber ich glaube, ich tat es zunächst nur so, wie man etwa einen photographischen Apparat mitnimmt.

Und plötzlich, ganz plötzlich — wie beschreibe ich diesen Zustand — war ich wieder mitten im Malen und Entwerfen drin, als ob ich niemals pausiert hätte, als ob nichts geschehen sei. Ich schließe die Augen vor der Welt, die ich zu Hause zurückließ, und gebe mich dem Gedanken hin, daß ich Malerin werden dürfte und hier den Anfang machen darf. Ich zwinge mich dazu, die Rückkehr zu vergessen, bis es mich zuweilen anders übermannt. Aber da stand ja Erika neben mir, die mich so zu trösten verstand, als ob sie in diesem Augenblicke eine ganz andere, eine anders lebendige, anders empfindende wäre.

Und darum bin ich vielleicht auch in der Lage, diesen beiden Mädels ein guter Gefährte zu sein, eine Brücke vielleicht zwischen ihren so verschiedenen Wesen. Mein eigenes Land liegt so weit von dem ihrigen ab. Ich gäbe alles, was ihnen beiden am Herzen liegt, für etwas, was sie beide nicht begreifen. Und manchmal, wenn ich über einer Zeichnung sitze, ist es mir, als ob am äußersten Horizonte dieser Reise etwas wie Hoffnung ist, als ob ich jetzt alles andere vergessen sollte über dem Gefühl, noch einmal Stifte und Farben um mich zu haben, eine Hoffnung, wie Schiffer auf regnerischem Meere im abendlichen Hintergrunde einen feurigen Streifen sehen, der Erhellung bedeutet . . .

5.

Einige Tage, nachdem Beate Himmelland diesen Brief, den sie eigentlich zerreißen wollte, aber schließlich doch absandte, der Post übergeben hatte, klagte Erika Mönch über Schmerzen. Man hatte tagszuvor am Nachmittage wieder einmal am Meer gesessen, und während Beate sich einen Sonnenfleck aufsuchte, von dem sie ein paar spielende Strandkinder beobachten und abkonterfeien konnte, waren die beiden anderen Mädels auf einen Steinwall geklettert, der sich gerade über einer Brandung des immer gischtigen Meeres erhob. Vielleicht hat sie eine plötzlich kühler werdende Luftströmung überrascht. Denn sie kamen ziemlich fröstelnd zu Beate zurück. Am nächsten Morgen schien Erika erkältet und am Abend stellte sich anscheinend etwas Fieber und Halsweh ein.

Ein ganzer Tag verging, ohne daß sich Erikas Zustand besserte.

„Nur keinen Arzt rufen . . .", wehrte sie auf Beates Drängen, „es ist absolut nicht schlimm . . . Macht euch doch meinetwegen keine Sorge . . ."

Am Abend war die fiebrige Temperatur heftiger geworden.

Die Mädels gingen früh zu Bett, Hanna, die jetzt neben Erikas Zimmer schlief, während Beates Gemach durch Badezimmer und Aufzug von ihnen getrennt lag, ließ den Spalt ihrer Türe offen, falls Erika in der Nacht rufen sollte.

Etwas gegen ein Uhr hörte Hanna ganz deutlich, wie sich Erika im Bett hin- und herwarf und leise vor sich hin stöhnte.

Rasch glitt sie in das Nebenzimmer.

Sie sah Erika mit hochgeröteten Wangen daliegen.

„Was ist dir?"

Sie beugte sich auf das Bett. Ein Röcheln kam ihr entgegen.

„Mein Hals . . . ich kann nicht mehr atmen . . . ich glaube, ich ersticke . . ."

Hanna stürzte in ihr Zimmer zurück. Sie wußte jetzt nur soviel, daß sie ganz schnell handeln mußte.

Eilig schlüpfte sie in das hellgelbe Pyjama, — ja, in dieses Requisit ihrer Garderobe, auf das sie so stolz war und über das Erika zu Anfang der Reise so sehr gelächelt hatte. Ein seidenes Pyjama mit großen blumengemusterten Blenden. Jetzt tat es gute Dienste. Hanna huschte über den matterleuchteten Flur, die große Treppe hinab, bis sie in der kleinen „hall" des ja nicht sehr großen Hotels anlangte. Kein Mensch war zu sehen. Der letzte Zug aus dem Norden, der um 12 Uhr nachts in Genua eintrifft, hatte wohl keine Gäste mehr gebracht, und das ganze Personal war zu Bett gegangen. In einer dunklen Nische schlummerte, wie sie jetzt bemerkte, der Nachtportier. Sie eilte weiter durch den langen Speisesaal in die Küche. Endlich fand sie den Schalter des elektrischen Lichts. Ohne sich irgendwie zu genieren, fing sie an, in den Schränken nach Zitronen zu suchen. Sie mußte Zitronensaft haben — das schien ihr das Allernächste in diesem Augenblick.

Gott sei Dank, in einem Schubfach des drahtnetzartig verschlossenen Schrankes lagen Zitronen. Inzwischen war freilich durch die unvermeidbaren Geräusche der Nachtportier aus seiner Ruhe aufgescheucht worden. Ziemlich bestürzt trat er jetzt in die Küche, fand aber sofort seine liebenswürdigste Geste, als er die Signorina in dem gelben Pyjama an dem Schrank erblickte. Ein Schwall von Worten, die Hanna nicht verstand, die aber, wie sie merken konnte, nur Zuvorkommendes enthalten mochten, kam über seine Lippen. Sie faßte sich an den Hals, machte ein paar gestikulierende Bewegungen, ahmte das Ersticken nach. Das verstand der Portier. „Si . . si . . " sagte er, holte ein Glas, ein Messer und sogar eine Zitronenpresse.

Hanna stürmte wieder nach oben. Noch immer lag Erika mit weit aufgerissenen Augen.

„Gurgeln . . . gurgeln . . ." drängte jetzt Hanna, den reinen Zitronensaft in das Glas gießend. Erika richtete sich auf, gerade noch begreifend, um was es sich handelte, und schlürfte die saure Flüssigkeit.

Dann sank sie völlig ermattet, immer noch die hochroten Farben im Gesicht, in ihre Kissen zurück.

Ob sie Beate wecken sollte? dachte Hanna.

Vor allem einen Arzt holen, war ihr nächster Gedanke, keinen Augenblick verlieren. Es kam ihr plötzlich der Gedanke, daß sich Erika eine Diphtheritis geholt haben könnte, und da sie aus einem Falle ihrer nächsten Verwandtschaft einige Erfahrung gerade mit dieser heimtückischen Krankheit gemacht hatte, so fuhr es ihr jetzt nur durch den Sinn, wie man in möglichst rascher Zeit zu einer Serumeinspritzung kommen könne.

Sie entledigte sich ihres Pyjamas, warf ihren Rock über, schlüpfte in eine Bluse und nahm den Regenmantel um. Erika war jetzt ruhiger geworden. Der Zitronensaft hatte ihren Hals wohl ein wenig erleichtert.

Unten angelangt, versuchte Hanna dem Portier klar zu machen, daß sie einen Arzt brauche. Das dauerte immerhin einige Minuten. Sie hätte vielleicht doch Beate wecken sollen, die verstand doch wenigstens ein bissel mehr Italienisch. Aber nun hatte der Portier begriffen, was sie meinte.

Er ging ans Telephon, und da sie das Wort „dottore" von seinen Lippen hörte, als sich der Angerufene gemeldet hatte, atmete sie erleichtert auf. Da fiel ihr eine neue Schwierigkeit aufs Herz. Wie dem Arzt am Telephon verständlich machen, daß er eine Serumspritze mitbringen solle?

Und gerade darauf kam es doch an im Falle einer Diphtherie, sofort die Einspritzung vorzunehmen.

Wieder fing sie an zu gestikulieren, deutete auf sich selbst und stieß das Wort Droschke hervor. Der Portier begriff. Sie selbst wolle in einer Droschke zu dem Arzte fahren. Er sagte etwas durch das Telephon. Hängte den Hörer ab. Schrieb ihr dann die Adresse auf und öffnete die Tür nach der Straße, um nach einer Droschke zu sehen. Aber weit und breit schienen die Straßen leer. Hanna wartete, zwei, drei, fünf Minuten.

Dann riß ihr die Geduld. An dem Portier vorbei, der sie fast mit Händen und Armen festhalten wollte, stürzte sie in die Dunkelheit der Straßen. Der Bahnhof war nicht weit, da würde schon irgendein Gefährt aufzutreiben sein.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(33. Fortsetzung.)

Dritter Teil.

1.

In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biederes Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf seiner Feste haust,
Der unter deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtnis sein,
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf.

Uhland.

Wohl nie so schwül hat ein Sommer über Württemberg gelegen als der des Jahres 1519. Das ganze Land hatte dem Bunde gehuldigt und meinte, es werde jetzt Ruhe haben. Aber jetzt erst zeigten die Bundesglieder deutlich, daß es nicht die Wiedereinnahme von Reutlingen gewesen sei, was sie zusammenführte. Sie wollten bezahlt sein, sie wollten Entschädigung haben für ihre Mühe. Die einen wollten, man solle Würtemberg unter sie teilen, die andern, man solle es an Österreich verkaufen, die dritten wollten es Ulerichs Kindern erhalten, aber unter des Bundes Obervormundschaft. Sie stritten sich um den Besitz des Landes, auf das weder der eine noch der andere gerechte Ansprüche machen konnte. Das Land selbst war in Spaltung und Parteien. Es sollte die Kriegskosten decken, und doch war niemand da, der zahlen wollte. Die Ritterschaft hielt es für eine erwünschte Gelegenheit, sich ganz vom Lande loszusagen und sich für unabhängig zu erklären. Die Bürger und Bauern waren ausgesogen, ihre Felder waren verwüstet und zertreten, sie sahen nirgends eine Aussicht, sich zu erholen. Die Geistlichkeit wollte auch nicht allein bezahlen, und so war alles in Hader und Streit. Es ging auch vielen tief zu Herzen, daß ihr angeborener Fürst so schnöde behandelt worden war. Manchem kam jetzt, da der Herzog fern von dem Lande seiner Väter in Verbannung hauste, Reue und Sehnsucht an. Sie verglichen sein Regiment mit dem jetzigen. Es war nicht besser, wohl aber schlimmer geworden. Aber sie lebten unter zu hartem Zwang, als daß sie ihre Schmerzen hätten offenbaren können.

Der Regentschaft des Bundes entging diese Unzufriedenheit des Volkes nicht: sie mußte, wie sich in alten Berichten findet, „manche seltsame und böse Rede“ hören. Sie suchte durch geschärfte Strenge sich Anhänglichkeit zu erwerben: sie streute Lügen über den Herzog aus.*) Man gebot den Priestern, gegen ihn zu predigen; wer von ihm Gutes rede, sollte gefangen werden, wer ihn heimlich unterstütze, sollte der Augen beraubt, sogar enthauptet werden.

Aber Ulerich hatte noch treue Leute unter dem Landvolk, die ihm auf geheimen Wegen Kunde brachten, wie es in Württemberg stehe. Er saß in seiner Grafschaft Mömpelgard und harrte dort mit den Männern, die ihm ins Unglück gefolgt waren, auf günstige Gelegenheit, in sein Land zu kommen. Er schrieb an viele Fürsten, er beschwor sie, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber keiner nahm sich seiner sehr tätig an. Er schrieb an die zur neuen Kaiserwahl versammelten Kurfürsten — sie halfen nicht. Das einzige, was sie taten, war, dem neuen Kaiser in seiner Kapitulation eine Klausel anzuhängen, die Württemberg und den Herzog betraf, — er hat sie nicht geachtet. Als sich der Herzog von aller Welt also verlassen sah, wankte er dennoch nicht, sondern setzte alles daran, sein Land mit eigener Macht wieder zu erobern. Es waren einige Umstände, die für ihn sehr günstig schienen. Der Bund hatte nämlich, als er Kunde bekam, daß sich niemand des Vertriebenen annehmen wolle, seine Völker entlassen. Die meisten Städte und Burgen behielten nur sehr schwache Besatzungen, und selbst in Stuttgart waren nur wenige Fähnlein Knechte gelassen worden.

Durch diese Maßregel aber hatte sich der Bund einen Feind erworben, den man gering schätzte, der aber viel zur Änderung der Dinge beitrug, — es waren dies die Landsknechte.*) Diese Menschen, aus allen Enden und Orten des Reiches zusammengelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hilfe an, der sie am besten zahlte; für was und gegen wen sie kämpften, war ihnen gleichgültig. Um sie zu halten, mußte man ihnen vieles nachsehen, und Raub, Mord, Plünderung, Brandschatzen führten sie auf ihre eigene Faust aus, um sich zu entschädigen, wenn sie den Sold nicht richtig bekamen. Georg von Frondsberg war der erste gewesen, der sie durch sein Ansehen im Heere, durch tägliche Übungen und unerbittliche Strenge, einigermaßen im Zaum hielt. Er hatte sie in regelmäßige Rotten und Fähnlein eingeteilt, er hatte ihnen bestimmte Hauptleute gegeben, er hatte sie gelehrt, geordnet und in Reihen und in Gliedern zu fechten. Sie zeigten aber jetzt, daß sie aus einer guten Schule kamen; denn als sie vom Bund entlassen waren, liefen sie nicht, wie früher, zerstreut durch das Land, um Dienste zu suchen, sondern rotteten sich zusammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten aus ihrer Mitte Hauptleute,**) und selbst einen Obersten in der Person des langen Peters. Sie waren schwierig auf den Bund, nährten sich von Raub und Brandschatzen im Land und führten Krieg auf eigene Rechnung. Die Anarchie war in Württemberg so groß, daß ihnen niemand die Spitze bot. Der Bund hatte sich von Streitkräften entblößt und war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er das arme Land von dieser Bande befreit hätte. Die Ritterschaft war uneinig, sie saßen auf den Schlössern und sahen ruhig diesem Treiben zu; die Besatzung der Städte war zu gering, um ihnen mit Kraft Einhalt zu tun, und Bürger und Bauern sahen sogar diesen Haufen gerne, wenn seine Forderungen nur nicht allzugroß waren, denn die Landsknechte schimpften weidlich auf den Bund, dem niemand hold war. Ja es ging sogar die Sage, diese Kriegsmänner seien nicht abgeneigt, dem Herzog wieder zu seinem Land zu verhelfen.

Es war ein schöner Morgen in der Mitte des August, als sich diese Leute in einem Wiesentale gelagert hatten, das der Grenze von Baden zunächst gelegen war. Die riesigen schwarzen Tannen und Föhren, die das Tal auf drei Seiten einschlossen, gehörten noch dem Schwarzwald an, und das Flüßchen, das durch das Tal eilte, war die Würm. Halb überschattet vom Wald, halb in den Weidenbüschen des Tales versteckt, lag das kleine Heer in wunderlichen Gruppen und pflegte der Ruhe. In der Entfernung von zweihundert Schritten sah man Posten aufgestellt, deren blitzende Lanzen oder rotglühende Lunten schon von weitem Furcht einjagten. In der Mitte des Tales, im Schatten einer Eiche, saßen fünf Männer um einen ausgespannten Mantel, den sie als Tisch gebrauchten, um ein Spiel auf ihm zu spielen, das heute noch den Namen Landsknecht führt. Diese Männer zeichneten sich vor ihren übrigen Genossen durch breite rote Binden aus, die sie über die Schulter und Brust herabhängen hatten, sonst aber hatte ihre Bekleidung auch das zerrissene und morsche Aussehen wie das der übrigen Soldateska. Einige hatten Sturmhauben auf, andere große Filzhüte, mit eisernen Bändern beschlagen, dazu Lederkoller, welche von Regen, Staub und Biwaks alle möglichen Schattierungen erhalten hatten.

Bei näherem Blick erkannte man übrigens noch zwei Dinge, durch welche sie sich von ihren Kameraden unter-

---

*) Herzog Ulerich beklagt sich wiederholt, namentlich in diesem Zeitpunkt, daß seine Gegner so viele Lügen gegen ihn ausstreuen. Er verteidigt sich darüber, besonders in seinen Briefen an die Schweizerische Eidgenossenschaft. So streuten seine Feinde im Jahre 1519 aus, er hab einen Edelknaben, Wilhelm von Janowiz, entzwei gehauen. Doch Janowiz lebte noch im Jahre 1562, und war Anno 1550 Kommandant der Feste Asperg. Aber jene Lüge machte damals großes Aufsehen, daher kam es, daß ein Schweizer, dem man diesen Mann zeigte und sagte, was die Feinde des Herzogs von ihm ausgestreut haben, antwortete: „Es muß nochten ein guter Barbier gsyn syn, der den Knaben so suber gehailt hat.“ (Sattler II. § 24.) Anm. Hauffs.

*) Landsknechte schreiben wir, nicht Lanzknechte, wie man in neuerer Zeit getan, und berufen uns auf die „Historia des Herrn Frondsberg“ usw.

**) Sattler erzählt dies folgendermaßen: Der Schwäbische Bund hatte einen großen Teil seiner Kriegsknechte abgedankt, diese wurden darüber schwierig, sie rottierten sich zusammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten ihre Hauptleute und machten unter sich nach damaligem Gebrauch eine Regimentsordnung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herzog diese Leute an sich gezogen. Geschichte der Herzoge von Württemberg II. § 16. Anm. Hauffs.

schieden. **Sie führten nämlich keine Donnerbüchsen oder** Spieße, wie sie die Landsknechte gewöhnlich trugen, sondern Raufdegen von ungemeiner Länge und Breite. Auch hatten sie, wie es damals die Edelleute und Anführer trugen, auf ihren Hüten und Sturmhauben bunte, wallende Federbüsche aus Hahnenschwänzen, um sich ein ritterliches Ansehen zu geben.

Die fünf Männer schienen große Geschicklichkeit im Spiel zu besitzen, vorzüglich aber einer, der sich mit dem Rücken an die Eiche lehnte. Es war dies ein langer wohlbeleibter Mann. Er hatte einen Hut auf, dessen Rand sich wie ein bedeutender Mühlstein um den Kopf zog. Der Hut war mit einer Goldtresse besetzt, auf der Stirnseite war er mit dem goldenen Bild des heiligen Petrus geschmückt, aus welchem zwei ungeheure rote Hahnenfedern hervorragten. Dieser Mann mußte weit in der Welt herumgekommen sein, denn er konnte auf französisch, italienisch, ungarisch fluchen, seinen Bart aber trug er ungarisch, er hatte ihn nämlich mit Pech so zusammengedreht, daß er wie zwei eiserne Stacheln auf beiden Seiten der Nase eine Spanne in die Luft hinausstarrte.

„Canto sacramento!" rief dieser große Mann mit einem dröhnenden Baß, „der kleine Wenzel ist mein. Drauf! Ich stech' ihn mit dem Eichelkönig."

„Mein ist er, mit Verlaub," rief sein Nebenmann, „und der König dazu. Da liegt die Eichelsau!"

„Mord de ma Vich," zagt der Franzos, Hauptmann Löffler, „Ihr wollt Eurem Oberst diesen Stich abjagen? Schämt Euch, schämt Euch; das ist ein Rebeller, der daz tut. Gott straf' mein' Zeel', Ihr wollt mich vom Regiment absetzen?" Der große Mann funkelte zu diesen Worten gräßlich mit den Augen, schob seinen großen Hut auf das Ohr, daß sein überhängenden Augenbrauen und eine mächtige rote Narbe auf der Stirne sichtbar wurden, die ihm ein ungemein kriegerisches Aussehen gaben.

„Beim Spiel, Herr Oberst Peter, gilt keine Kriegsordnung", antwortete der andere Spieler. „Ihr könnet uns Hauptleuten befehlen, ein Städtchen zu blockieren und zu brandschatzen, aber beim Spiel ist jeder Landsknecht so gut wie wir."

„Ihr zeid ein Meuter, ein Rebell gegen die Obrigkeit, Gott straf' mein' Zeel', und wäre es nicht gegen meine Würde, ich wollt' Euch in Kochstücke mazakerieren; aber spielt weiter. — Da liegt ein Daus." — „Drauf der Quater!" — „Den stech' ich mit dem Zinken." — „Schellen-Wenzel, wer sticht den? —"

„Ich", sprach der Große, „da liegt der Schellenkönig, Mordblei, der Stich ist mein."

„Wie bringst du den Schellenkönig 'rauf?" rief ein kleines, dürres Männchen mit spitzigem Gesicht und kleinen, giftigen Äuglein und heiserer Stimme. „Hab' ich nicht gesehen, als du ausgabst, daß er unten lag? Er hat betrogen, der lange Peter hat schändlich betrogen."

„Muckerle, Hauptmann vom achten Fähnlein! Ich rat' Euch, haltet Euer Maul", sagte der Oberst „Bassa manelka, ich versteh' keinen Spaß. Die Mauz soll den Löwen nicht erzürnen."

„Und ich sag's noch einmal; wo hättest du sonst den König her? Vor dem Papst und dem König von Frankreich will ich's beweisen; du falscher Spieler!"

„Muckerle", erwiderte der Oberst und zog kaltblütig seinen Degen aus der Scheide, „bete noch ein Ave Maria und ein Gratias, denn ich schlage dich tot, zo wie daz Spiel aus ist."

Die übrigen drei Männer wurden durch diese Streitigkeiten aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sie erklärten sich für den kleinen Hauptmann und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß man dem Obersten wohl dergleichen zutrauen könnte. Dieser aber vermaß sich hoch und teuer, er habe nicht betrogen. „Wenn der heilige Petruz, mein gnädiger Herr Patron, den ich auf dem Hut trage, sprechen könnte, der würde mir, zo wahr er ein christlicher Landsknecht war, bezeugen, daß ich nicht betrogen!"

„Er hat nicht betrogen", sagte eine tiefe Stimme, die aus dem Baum zu kommen schien. Die Männer erschraken und schlugen Kreuze wie vor einem bösen Spuk, selbst der tapfere Oberst erbleichte und ließ die Karte fallen, aber hinter dem Baum hervor trat ein Bauersmann, der mit einem Dolche bewaffnet war und eine Zither an einem ledernen Riemen auf der Schulter hängen hatte. Er sah die Männer mit unerschrockenen Blicken an und sagte: „Es ist, wie ich sagte, dieser Herr da hat nicht betrogen, er bekam schon beim Ausgeben Schellen- und Eichelkönig, Fünfe und Vier von Laub und den Schippenunter in die Hand."

„Ha! Du bist ein wackerer Kerl", rief der Oberst vergnügt, „zo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht — will zagen Oberst bin, ez ist all' wahr, waz du gezagt hast."

„Was ist denn das?" rief der kleine Hauptmann Muckerle mit giftigen Blicken. „Wie hat sich der Bauer daher eingeschlichen, ohne daß unsere Wachen ihn meldeten? Das ist ein Spion, man muß ihn hängen!"

„Zei nicht wunderlich, Muckerle; daz ist kein Spioner; komm, zetz' dich zu mir. Bist ein Spielmann, daz du die Zittara umhängst wie ein Spanier, wenn er zu zeinem Schätzerl geht?"

„Ja, Herr! ich bin ein armer Spielmann; Eure Wachen haben mich nicht angehalten, als ich aus dem Walde kam. Ich sah Euch spielen und wagte es, den Herren zuzusehen."

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik



* **Der verprügelte Messias.** In Jerusalem trat seit einigen Monaten ein junger Jude als neuer Messias auf. Er fand auch Anhänger, die darauf schwuren, daß er bereits zahlreiche Wunderheilungen vollbracht habe. Besonders die Tochter einer angesehenen israelitischen Familie in Jerusalem wurde von einer geradezu krankhaften Schwärmerei für diesen Messias ergriffen. Die davon wenig erbauten Eltern teilten ihren Glauben keineswegs, sondern klagten den jungen Mann an, daß er ihr Kind verhext habe. Auch sie fanden Gläubige und mehr als der Messias. Eine erbitterte Menge versammelte sich vor dessen Wohnung und schleppte ihn auf die Straße. Es gelang schließlich der Polizei, den übel Zugerichteten vor der wütenden Menge zu retten. Der neue Messias wurde vorläufig in Schutzhaft genommen. . . .

*

* **Lieber Hotelportier, als Herzog!** Eine interessante Erbschaftsverweigerung beschäftigt zur Zeit die Einwohner der Stadt Boston. In einem der größten Bostoner Hotels ist ein sehr tüchtiger und beliebter Portier unter dem Namen E. J. Hanson angestellt. Dieser Name aber ist ein Pseudonym, und hinter ihm verbirgt sich der Sproß eines der ältesten schottischen Adelsgeschlechter. Vor vielen Jahren zur Zeit Franzis Drakes, hatte ein Mitglied dieses schottischen Herzogshauses eine Heirat geschlossen, die von dem damaligen Oberhaupte der Familie als eine Mesalliance betrachtet wurde. Der junge Mann entfloh mit seiner Geliebten nach Irland und wurde enterbt. Später zog der Vater diese Bestimmung zurück und setzte den Sohn bzw. seine Nachkommen wieder in ihre Rechte ein. Der Sohn war aber inzwischen im Elend gestorben, und seine Kinder waren nicht aufzufinden. — Als 1849 das große Goldfieber einsetzte, ging auch ein Abkömmling dieses enterbten und wiedereingesetzten Herzogs, der wohl über die Tatsache seiner Abstammung, nicht aber über die Wiederherstellung der Erbrechte unterrichtet war, nach Amerika und suchte sein Glück auf den Goldfeldern. Von diesem Goldgräber stammt der heutige Hotelportier ab. Als nun der schottische Zweig der Familie auszusterben drohte, entsann man sich der Tatsache, daß ja noch erbberechtigte Träger des Namens existieren mußten. Man forschte nach und fand den jetzigen Hotelportier, der nunmehr also Anwärter auf den Herzogstitel und das Herzogsschloß in Schottland ist. Mr. Hanson hat aber die schottische Erbschaft abgelehnt mit der Begründung, daß seine Familie so lange ohne diese Würden und Ehren bestanden und gut bestanden habe, daß sie deren nun nicht mehr bedürfe. Er ziehe sein gutes, sicheres Einkommen als Hotelportier in Boston ganz entschieden dem als Haupt eines verarmten Herzogshauses in einem halbverfallenen schottischen Schlosse vor! Der Herzog als Hotelportier ist nun zur Zeit die Sensation von Boston, und das Hotel, in dem er tätig ist, hat Rekord-Besucherziffern zu verzeichnen.

Lustige Rundschau



* **Examen.** Professor: „Sie wissen also nicht, Herr Kandidat, wo Ihre Milz sitzt? Etwa da, wo Ihre Uhr steckt." — Kandidat: „Unmöglich, Herr Professor, meine Uhr ist im Leihhause."

*

* **Braut und Freundin.** Hat sich eine verlobt. „Dein Zukünftiger", spottet ein mißgönnisches Mädchen, „ist mein Gewesener." — „Ich habe auch niemals gehofft, in ganz Paris einen Mann zu finden, der dich nicht gekannt hat."

* **Überzeugung.** „Warum vertragen Sie sich eigentlich nicht mit Ihrer Frau?" — „Wenn ich das nur wüßte. Ich bin überzeugt: Hätte ich eine andere geheiratet, so würde ich mich mit meiner jetzigen ausgezeichnet vertragen."

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.